Predigt Röm 9,1-8.14-16

am 31. Juli 2016

im Universitätsgottesdienst

in der Peterskirche, Heidelberg

Jörg Neijenhuis

Liebe Gemeinde!

Als Predigttext hören wir Worte des Paulus aus dem Römerbrief, Kapitel 9:

1 Ich sage in Christus die Wahrheit, ich lüge nicht, mein Gewissen bezeugt es mir im heiligen Geist: 2 Voll Trauer bin ich, unablässiger Schmerz macht mir das Herz schwer. 3 Ja, ich wünschte, selber verflucht und von Christus getrennt zu sein, anstelle meiner Brüder, die zum gleichen Volk gehören, 4 die Israeliten sind, die das Recht der Kindschaft und die Herrlichkeit und die Bundesschlüsse und die Gabe des Gesetzes und die Gottesdienstordnung und die Verheißungen haben, 5 die die Väter haben und aus deren Mitte seiner irdischen Herkunft nach der Christus stammt; Gott, der über allem waltet, er sei gepriesen in Ewigkeit, Amen! 6 Es ist aber nicht so, dass das Wort Gottes hinfällig geworden wäre! Denn nicht alle, die aus Israel stammen, sind auch Israel. 7 Bloß weil sie Nachkommen Abrahams sind, sind sie noch längst nicht alle seine Kinder, sondern: In Isaak werden sie deine Nachkommen genannt werden. 8 Das bedeutet: Nicht die leiblichen Kinder sind Gottes Kinder, sondern die Kinder der Verheißung werden als Nachkommen anerkannt. 14 Was folgt nun daraus? Geht es bei Gott etwa ungerecht zu? Gewiss nicht! 15 Denn zu Mose sagt er: Ich werde Erbarmen zeigen, wem ich Erbarmen zeigen will, und Mitleid haben, mit wem ich Mitleid haben will. 16 Es liegt also nicht an jemandes Wollen oder Mühen, sondern an Gott, der sein Erbarmen zeigt.

(Zürcher Übersetzung)

Liebe Gemeinde!

Paulus ringt mit sich selbst. Er arbeitet sich so sehr an seinem Ringen mit sich selbst ab, dass er bereit ist, bis ans Äußerste zu gehen: Er bietet sich selbst als Opfer an. Er wäre lieber verflucht und sogar selbst von Christus getrennt, damit dadurch seine jüdischen Stammesgenossen das Heil in Christus finden können. Denn es ist sein eigenes Volk, aus dem er als Jude stammt, dem alle Verheißungen Gottes gegeben wurden, aus dem selbst Jesus von Nazareth stammt – es ist für ihn unfassbar, dass sein eigenes Volk in diesem Jesus nicht den Christus, nicht den Sohn Gottes erkennen kann. Paulus empfindet solchen Schmerz und solche Trauer darüber, dass er sich regelrecht daran abarbeitet.

Im Zentrum seines Ringens steht die unglaubliche Frage: Ist Gott nicht ungerecht? Er zitiert dazu einen Vers aus dem Alten Testament, denn dort sagt Gott: „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich.“ Heißt das etwa, dass er anderen Menschen gegenüber nicht gnädig ist und sich ihrer nicht erbarmt? Paulus zitiert dazu auch die Aussage, dass nicht alle Kinder Abrahams sagen können, sie seien Kinder der Verheißung Gottes. Paulus dachte sicherlich an die beiden Söhne Abrahams, Ismael und Isaak. Nun fragen wir uns heute: da die Muslime sich als Nachkommen von Ismael verstehen – stehen sie demnach nicht unter der Verheißung Gottes? Paulus fährt fort: Da das Volk Israel Jesus von Nazareth nicht als Sohn Gottes anerkennt – hat es deshalb kein Anteil an der Gnade Gottes?

Die Fragen werden von Paulus nicht mit einem glatten Ja beantwortet. Leider ist das aber oftmals in der Christentumsgeschichte passiert – vielfach auch mit der schrecklichen Folge von Judenhass und Fremdenfeindlichkeit. Daran arbeiten wir uns heute immer wieder ab, insbesondere wenn wir an den Holocaust und das unselige Verhalten der Deutschen Christen denken. Und der erste Sohn Abrahams, Ismael, zwingt uns heute, uns außerdem noch an jener Tatsache abzuarbeiten, die Paulus noch gar nicht kennen konnte: Der Islam nimmt für seinen Ursprung den von Abraham verstoßenen Sohn Ismael in Anspruch. Und auch der Islam anerkennt Jesus nicht als Sohn Gottes. Wenn wir heute den interreligiösen Dialog fördern, wenn wir wollen, dass auch andere Glaubende toleriert werden, ja wenn wir wollen, dass alle Menschen Religionsfreiheit haben sollen und dass das insbesondere in unserem Land gilt – können wir das mit gutem Gewissen wollen und fördern, wenn wir zugleich sagen, dass diese Menschen gar nicht in der Verheißung Gottes stehen? Am Schluss müssen wir nicht nur die Frage stellen, ob Gott ungerecht ist. Nein, sie wird zu einer bitteren Frage an uns selbst: Sind wir selbst dann nicht auch ungerecht?

Paulus lenkt den Blick auf einen ganz anderen Sachverhalt: Es geht hier nicht um unser Verständnis von Gerechtigkeit. Es geht nicht um unser Verständnis von Gerechtigkeit, dass Gott alle gleich behandeln müsse. Paulus will auf etwas ganz anderes hinaus: Wenn er festhält, dass Gott sagt „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich“, weist dieser Satz auf eine Realität hin, die wir nicht machen oder herstellen können. Sie liegt unserem Leben, unserem Dasein weit voraus. Es ist jene Realität, die unser Leben bestimmt, ohne dass wir danach gefragt worden sind, ob wir das wollen oder nicht. Diese Dimension der Realität ist nicht von unserem Tun und Lassen abhängig. Und diese Realität liegt auch dem Judentum, Christentum und Islam voraus.

Aber was ist das für eine Realität, die unserem Leben vorausgeht und die nicht darauf wartet, von uns hervorgerufen oder bestimmt zu werden? Es ist jene Realität unseres Lebens, die wir in unserer reichen und materiell orientierten Wohlstandsgesellschaft schnell übersehen: jene Güter, die wir nicht durch Geld erkaufen können, jene Beziehungen, die wir nicht durch noch soviel Wohlwollen herzustellen vermögen, sondern die aus Vertrauen und Liebe entstanden sind. Es ist jene Anerkennung, es ist jener Respekt, der uns geschenkt wird. Man kann sogar noch einen Schritt weitergehen: Unser Leben ist ganz und gar darauf ausgerichtet, dass es mit einem Geschenk oder mit vielen Geschenken begonnen hat, auf die wir unser Wollen, unser Tun und Lassen aufbauen können. Es sind unsere Eltern, die uns schon liebten, noch bevor wir sie wiederum lieben konnten. Es sind jene Menschen, die uns Sprache und Kultur, Glauben und Werte nahegebracht haben, ohne die wir unser Mensch- und Christsein gar nicht hätten entwickeln können. Und über allem steht Gott, der uns überhaupt ins Leben gerufen hat. Der uns als Schöpfer mit Gnade und Barmherzigkeit ansieht. Es ist Gott, der auf unserer Seite steht und nicht gegen uns ist.

Davon spricht wohl auch der Vers, den Paulus aus dem zweiten Buch Mose zitiert. Mose bittet darum, dass er Gott selbst sehen darf. Mose will Gottes Herrlichkeit sehen. Aber Gott verweigert es, denn man kann Gott nicht sehen. Stattdessen will er seine Güte an Mose vorübergehen lassen, und darin wird Mose den Namen Gottes erkennen: „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich.“

Diese Realität der Güte geht unserem Leben, unserem Wollen und Können voraus. Ohne diese Güte, ohne die daraus folgenden Geschenke wären wir nicht diejenigen geworden, die wir geworden sind. Und beileibe – wir sind nicht alle gleich geworden. Wir sind immer noch – trotz aller Versuche der Gleichmacherei – Individuen, konnten uns zu eigenen Personen entwickeln, haben die unterschiedlichsten Begabungen, sprechen unterschiedliche Sprachen, glauben selbst innerhalb einer Kirche nicht immer dasselbe. Das gilt für alle Religionen. Der Glaube an Gott kann sehr unterschiedlich gelebt und wohl ebenso unterschiedlich verstanden werden.

Das macht das Leben nicht immer einfach. Charakterunterschiede, Kulturunterschiede, Glaubensunterschiede, Meinungsunterschiede und noch viele andere Unterschiede wirken sich in unserem Leben, in unseren Familien, in unserer Gesellschaft und auch in unseren Kirchen nicht immer zum Segen aus. Davon sind auch die Ökumene zwischen den Kirchen und der interreligiöse Dialog nicht ausgenommen. Da arbeiten wir uns manchmal wie Paulus an Tatsachen ab, die dann nicht immer zu glatten und harmonischen Lösungen führen. Aber muss das sein? Steht dahinter nicht die Erwartung einer einzigen richtigen Lösung, von der wir meinen, wir könnten sie wissen und dann auch noch in die Tat umsetzen? Neigen wir nicht manchmal dazu, wenn wir diese Lösung schon nicht herstellen können, sie einfach mit mehr oder weniger Gewalt doch irgendwie durchzusetzen? Ist nicht auch der Erwählungsgedanke, den Paulus hier vorführt, ein solches Werkzeug der Gewalt? Will Paulus nicht auch etwas erklären, was gar nicht zu erklären ist? Empfindet er nicht Trauer und Schmerzen, arbeitet er sich nicht unnötig an einer gegebenen Realität ab?

Und auf der anderen Seite: Werden wir nicht zu Fatalisten, die einfach eine Realität hinnehmen sollen? Die wir aber gar nicht hinnehmen wollen, weil wir sie als ungerecht empfinden? Oder noch kritischer: Ist das überhaupt eine Realität, von der wir hier sprechen, oder wird uns das nur vorgemacht bzw. machen wir uns das etwa noch selbst vor? Täuschen wir uns vielleicht sogar, und zwar so abgrundtief, dass wir es gar nicht mehr merken?

Wer will diese Fragen beantworten? Wer weiß die rechte, gar die wahre Antwort?

Vielleicht führt uns ja eine Antwort gar nicht auf den rechten Weg.

Vielleicht macht das vielmehr – eine Hoffnung.

Eine Hoffnung, die sich auf unser Verhalten auswirkt: Trotz aller Ungereimtheiten in geistlichen Fragen, trotz aller Unterschiede, die uns das Leben schwermachen können, trotz aller ungelösten Fragen, die uns bedrängen, trotz der unterschiedlichen Kirchen und Glaubensrichtungen, die sich manchmal bekämpfen, trotz der unterschiedlichen Religionen und erst recht trotz des eklatanten Bruchs zwischen Christentum und Judentum – trotz alledem vertrauen wir auf einen Gott, der es mit uns Menschen gut meint. Ja, der es mit allen Menschen gut meint. Das ist eine Realität über allen Realitäten. Es ist die Hoffnung und zugleich das Vertrauen darauf, dass die menschliche Geschichte noch nicht ans Ende gekommen ist. Die Geschichte ist noch offen. Und unser Verhalten kann davon bestimmt sein, dass auch wir Menschen gut begegnen wollen. Dass andere Menschen an unserem Verhalten erfahren, dass wir es mit ihnen gut meinen. Vielleicht kann daran unser christliches Gottesverständnis sichtbar werden, nämlich dass wir glauben: Gott meint es gut mit allen Menschen. Amen.